

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

Nr. 15.

Freitag, den 21. Februar

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefitzer Dr. Max Guttler).

Fastenzeit.

27. v. G. III. 80.

Kennt Du den höchsten Schmuck im Christenleben?
Er glänzet in der Seele tiefem Grund,
Nicht jedem Erdenkind ward er gegeben
Und auf dem Markte wird er selten kund;
Entsagung heißt das herrlichste Geschmeide
An unserm schwer erkaufnen Tugendkleide,
Nicht auch sein Dorn die Seele todeswund.

Wo ein Gemüt mit stillem Leid entsaget
Und aufwärts das bethrante Auge hebt,
In seinem Grame nur den Nächten klaget,
Beim hellen Lichte froh mit Frohen lebt,
Da steigt ein Seraph ost vom Himmel nieder
Und bringet den verlornen Frieden wieder,
Daß es in heiligen Schauern weint und bebt.

Auf solchem Pfade siehst Du Jesus wallen,
Er war der Königsweg in's obere Land
Für alle, die jetzt in den ewigen Hallen
Die Krone nehmen aus des Heilands Hand.
Als unser Herr gen Golgatha geschritten,
Und tausendfaches Wehe ihn durchschnitten,
Dem Reich des Vaters er am nächsten stand.

Der Weltling mag verzweifeln in sich wüten
Und hadern mit des Schicksals strenger Macht,
Als Deine Sonnen leise Dir verglühten,
Starbst Du entsagend und bist neu erwacht;
Die Frucht entkeimt nur dem durchsurchten Boden,
Wirst erst die Welt uns hin zu ihren Todten,
Grünt uns der Himmelspalmen schön're Pracht.

Abolpß Müller.

Die Astrologen.

Historischer Roman aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.
Von Max Benno.

(Fortsetzung.)

10.

Am folgenden Morgen ritt Georg mit Sonnenaufgang von Reichenberg weg. Der Himmel hatte sich über Nacht vollständig geklärt und ein frischer Ostwind den

aufsteigenden Nebel verschleucht. Der junge Mann fühlte sich, sobald er das Lager und die Stadt hinter sich hatte wie von einem drückenden Banne befreit.

Der Weisung Arnim's entsprechend beschleunigte er seinenritt. Am zweiten Tage schon hatte er Bissa erreicht. Stadt und Umgebung wimmelten von friedländischen Truppen, meist Reitern Piccolomini's. Der einbrechenden Dunkelheit ungeachtet beschloß Georg, nicht in dem Durcheinander des Lagers zu bleiben, sondern nach einem der zwischen Bissa und Prag liegenden Dörfer zu reiten, auf die Gefahr hin, daß er dort eine mehr als bescheidene Herberge fand. Eine halbe Stunde vor Bissa war er auf eine Gruppe piccolomint'scher Reiter gestoßen, unter denen sich auch der Lieutenant Martin Kametsch befand. Georg wunderte sich, daß dieser ihn so schnell vorausgeilt war, dachte aber nicht mehr weiter daran. Als der ehemalige Freund aber in Bissa selbst zuerst auf der Straße und dann in seinem Absteigquartier in Begleitung mehrerer anderer Offiziere abermals vor ihm auftauchte, schöpfte er Verdacht. Sollte Marion's Warnung doch nicht ohne Grund sein? Da Fritz Donald und mit diesem Martin ohne Zweifel in Leferrier's Bude verkehrten, so erschien es gar nicht unmöglich, daß irgend ein schlimmer Anschlag der Weiden von dem Mädchen entdeckt worden war. So schnell als möglich verließ er deshalb die Stadt.

Das Pferd schien die Ungeduld des Reiters zu theilen. Wie ein Vogel flog es dahin, laut klang der dumpfe Hufschlag durch die stille Nacht. Nach einer Weile kam es Georg vor, als treffe ein Echo desselben aus der Ferne sein Ohr. Er hielt sein Pferd an, um zu lauschen, und hörte jetzt deutlich den Galopp heransprengender Pferde. In seinem Geiste wurde es mit einem Schlag licht: Marion hatte es nur zu gut gemeint; sein Geheimniß war verrathen, er wurde verfolgt. Noch verzagte er nicht, denn sein Brauner war ein Kenner, mit dem es nicht leicht ein anderer aufnahm. „Ich habe mich mit meiner Ehre verbürgt“, murmelte er; „ich halte mein Wort und hinge mein Leben daran.“ Er spornete das Pferd, und es flog weiter wie eine Windsbraut.

Eine halbe Stunde lang dauerte die tolle Jagd. Georg hatte anfangs einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, so daß er von seinen Verfolgern nichts mehr vernahm. Allein sein braves Thier begann allmählig zu ermatten. Die Verfolger kamen näher und näher, schon

konnte er die Minute berechnen, in der sein Schicksal sich entscheiden mußte. Da griff er zu dem letzten Mittel. Er holte das Schreiben aus seinem Koller hervor, zerriß es in kleine Stücke und streute diese in die Luft. Sie wurden vom Wind augenblicklich nach allen Richtungen entführt. Es war die höchste Zeit. In der nächsten Secunde strauchelte sein Pferd und sank in die Kniee; ehe er es wieder emporzureißen vermochte, sprengte einer der Reiter heran, und von einem Schwerthieb getroffen stürzte Georg aus dem Sattel neben sein treues Thier. —

In tödtlicher Ermattung schloß er die Augen. Er fühlte, wie man ihn durchsuchte, und vernahm ihre Klüße, als ihre Mühe sich vergeblich erwies. Da er mußte sogar mit anhören, wie ein Reiter im Zorn über die getäuschte Hoffnung den Säbel zog und ihm den Rest zu geben drohte; aber ein Anderer legte sich in's Mittel. Allmählig verwirrten sich seine Gedanken, und eine tiefe Ohnmacht machte ihn empfindungslos gegen alles, was weiter um ihn geschah.

Als Georg aus seiner Betäubung wieder erwachte, sahen die Sonne durch die trüben Fensterscheiben einer kleinen Stube, wo er auf einem schmutzigen Bette lag. Eine alte Frau, mit Ausbessern von Fischerneken beschäftigt, saß neben ihm.

Er richtete sich ein wenig auf und schaute verwundert um sich. Die Frau hielt in ihrer Beschäftigung inne, legte das Garn weg und betrachtete ihn. Ihr Mienspiel drückte dabei eine unerkennbare Befriedigung aus. „Dacht' ich's doch“, sagte sie, „der Herr werde nicht ewig schlafen; es dauerte wahrlich lange genug. Es ist kaum der Mühe werth, von Eurer Wunde zu reden, und doch liegt Ihr schon zwei Tage so da!“

„Zwei Tage!“ rief Georg bestürzt und schnellte empor; „wo bin ich?“

„Gut aufgehoben“, erwiderte die Alte trocken; „die Fischer-Brigitt hat schon manchen halbverhungerten und verwundeten Kriegsmann, wie Ihr seid, aufgelesen, gepflegt und wieder auf die Beine gebracht. An Gelegenheit fehlt es ja nicht. Das entsehlige Kriegsführen, Morden, Sengen und Brennen hört ja nicht auf.“

Sie machte das Tuch los, welches ein Stück Leinwand über der Stirne Georg's festhielt. Als sie auch letzteres entfernte, kam eine Narbe zum Vorschein, deren Aussehen eine ziemlich weit vorgeschrittene Heilung bewies.

„Es ging ja prächtig“, meinte die Frau, indem sie mit den nicht allzu zarten Fingern über die heiße Stirne des jungen Mannes hinschrieb. „Ihr seid so gut wie geheilt und braucht die Binde nicht mehr.“

Georg's Erinnerungsvermögen kehrte allmählig zurück. Die verhängnißvolle Scene, wo er in so augenscheinlicher Lebensgefahr geschwebt hatte, tauchte in lebendigen Farben vor seinem Geiste empor. Es blieb ihm jedoch zum Verfolgen dieser Gedanken keine Zeit. Nach der Andeutung des Weibes hatte er ohnehin schon zwei Tage versäumt — für die Ungeduld des Herzogs, mit welcher er voraussichtlich erwartet wurde, mehr als genug. „Wo ist mein Pferd?“ fragte er.

Die Alte zögerte ein wenig, dann nahm sie das Wort: „Es thut mir leid, daß ich Euch wehe thun muß; aber es ist nun einmal so, und alles Klagen hilft nichts. Euerm Braunen ist es nicht so gut ergangen, wie Euch;

er liegt draußen auf der Straße und steht nicht mehr auf.“

„Todt!“ rief Georg, „auch das noch! Wie soll ich nun . . .“

„Seid nur zufrieden“, fiel ihm die Frau in's Wort. „Die Reiter, mit welchen Ihr es zu thun hattet, meinten es nicht so gar böse mit Euch; sie haben eines ihrer Pferde als Ersatz zurückgelassen und in den Schuppen gestellt. Ihr braucht nur zu befehlen und es steht gezäumt und gesattelt vor Euch. Doch meine ich“, fügte sie gutmüthig hinzu, „es kommt auf ein paar Minuten jetzt auch nicht mehr an. Ihr habt lange nichts mehr gegessen, und bis nach Prag ist's noch weit.“

„Woher wißt Ihr“, fragte Georg, über die letztere Bemerkung der Alte ebenso wie über die Freigebigkeit seiner Verfolger erstaunt, „daß ich nach Prag reiten will?“

„Die Reifigen sprachen davon“, wurde er belehrt; „sie verhandelten noch verschiedenes Andere, wovon ich jedoch nur wenig verstand. So viel merkte ich aber doch, daß Ihr schwerlich so gut davon gekommen wäret, hätte nicht der Vornehmste unter den Reitern Euch geschützt. Zwei derselben waren namentlich ganz wüthend auf Euch, und der Eine, ein schwarzbärtiger Offizier, hat sich sogar unterstanden, mich durch ein Goldstück in Versuchung zu führen; doch die Fischer-Brigitt weiß, was sie zu thun hat, sie ist ein christliches Weib.“

„Was sagt Ihr da?“ forschte Georg.

„Laßt's gut sein“, wick ihm das Weib aus; „bestimmt kann ich Euch nicht sagen, was der Herr eigentlich gewollt hat, und Unrecht thun mag ich ihm nicht.“

Sie entfernte sich und ließ den Hauptmann mit seinen Gedanken allein. Diese waren peinlich genug. So sehr er auch dagegen sich sträubte, er wurde den Verdacht nicht los, daß es Martin Ramelsch gewesen, der eine gegen ihn gerichtete schmachvolle Zumuthung an die Frau gestellt hatte. Aber war es denn möglich, daß der ehemalige Freund und Genosse so weit sich vergaß? Und der Andere? Fritz Donald? Schon dieser Name weckte eine Art Grauen in ihm. Wenn ihn seine Ahnung nicht trog, mußte er auf der Hut sein; denn der Nefse Beklie's war ein gefährlicher Mensch, und wenn Martin je ein Saurke geworden, so hatte die Freundschaft mit Donald ihn dazu gemacht.

Die Frau kam mit gerösteten Fischen, Brod und einer kleinen Flasche in die Stube zurück und lud Georg ein, zuzugreifen. Dieser schüttelte die unangenehmen Gedanken von sich und setzte sich zu dem Mahl. Geschirr und Besteck hätten reinlicher sein dürfen; jedoch die Noth und das Knurren des Magens halfen dem jungen Manne darüber hinweg. Nachdem er sich gesättigt hatte, eilte er in den Schuppen und musterte das Pferd, zu dessen Besitzer er in so eigenthümlicher Weise gemacht worden war. Das Thier konnte sich zwar mit seinem guten Braunen nicht messen; aber so viel erkannte der Hauptmann doch auf den ersten Blick, daß es den Anforderungen für den Rest des Mittes entsprach.

Eine Viertelstunde später befand sich Georg, nachdem er die Alte für ihren Liebesdienst reich belohnt hatte, auf dem Wege nach Prag. Ohne weitem Unfall kam er in der Moldaustadt an. Ganz seiner Instruction gemäß, stieg er vor dem Quartier Wallenstein's ab. Man schien ihn bereits erwartet zu haben. Ohne daß er sich zu melden brauchte, wurde er unverzüglich vor den Herzog geführt. Hier erstattete er über alles,

was seine Sendung betraf, pflichtgetreu und ausführlich Bericht.

Wallenstein gerieth in maßlose Wuth, als er die Mittheilung über den Vorfall bei Lissa vernahm. Er schien es gar nicht glauben zu können, daß es Piccolomini'sche Netze gewesen, durch welche sein Courier niedergeworfen und etwaiger Papiere zu berauben versucht worden sei. Er ließ sich durch Georg dessen Wahrnehmungen vor und in Lissa, sowie bei dem Ueberfall selbst Wort für Wort wiederholen, und klärte sich durch Zwischenfragen über jeden Punkt auf; aber überzeugen, das sah der Hauptmann wohl, ließ er sich nicht. Doch sprach er seine Gedanken und Schlüsse in Gegenwart des Boten nicht aus. Dieser wurde nach Verlauf einer halben Stunde des quädigsten Wohlwollens versichert und aus dem Zimmer geschickt.

In ungeheurer Aufregung durchmaß nach Georg's Entfernung der Herzog den Raum. „Es kann nicht sein, es ist unmöglich“, sprach er halb laut für sich. „Georg hat sich geirrt, Piccolomini's Leute waren es nicht. Dieser Seltow ist sonst ein zuverlässiger Bursche, er besitzt ein scharfes Auge und einen hellen Kopf; aber diesmal hat ihn seine lebhaftige Einbildungskraft zweifellos zum Besten gehabt.“

Wallenstein stellte sich an's Fenster und schaute düstern Blickes hinaus. Wohl eine Viertelstunde lang stand er unbeweglich wie eine Statue; nur der Athem, welcher sich schwer aus der Brust herausrang, bewies, daß noch Leben in dem Körper pulsrte.

Plötzlich wandte er sich hastig ab und nahm den unterbrochenen Gang wieder auf. Anfangs vernahm man nur die gleichförmigen Schritte; nach einer Weile jedoch klebete er seine Gedanken in Worte, aus denen zuletzt ein lebhaftes Selbstgespräch wurde.

„Aber wer hat den niederträchtigen Streich gegen meine Pläne geführt? Er muß einen Urheber gehabt haben, den eine bestimmte Absicht zum Handeln bewog. Georg behauptet, daß er durchsucht worden sei. Der Ersatz des todtten Pferdes durch ein anderes ist eine Thatsache, die sich nicht wegleugnen läßt. Diese beiden Punkte führen nothwendig zu dem Schlusse, daß der Ueberfall nicht der Person Georg's gegolten, und daß von irgend welcher Seite der Zweck seiner Sendung erkannt worden ist. Lissa selbst und seine Umgebung sind fast ausschließlich von Piccolomini'schen Truppen besetzt — sollte am Ende Octavio doch . . .“

Der Herzog hielt inne. Seine Schritte verkürzten sich, und eine mächtige Bewegung drückte sich in seinem unruhigen Mienenpiel aus. Dann fuhr er fort: „Es ist eine heillose Geschichte. Jener Donald soll sich als Lieutenant bei dem Heere befinden; wenn man ihn faßt, ist der Galgen ihm gewiß. Wie ich ihn hasse, diesen Namen! Die Folgen seiner Verrätherie verfolgen mich wie ein Gespenst. Hätte er seine Schuldigkeit gethan, dann würde der Name Lügen unter den vielen Marksteinen an meiner Ruhmesbahn als der schönste eingestügt sein. Octavio's Empfehlung hat dem Menschen die wichtige Stellung verschafft. Ob nicht bei dem schmachlichen Vertrauensbruch ein unseliger Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung besteht — auf Kosten der Treue eines Freundes, dem jede Falte in meinem Herzen zugänglich ist? — Nein! Donald war ein tüchtiger Soldat; als solcher nur wurde er von Piccolomini gekannt. Nicht die Empfehlung, sondern ein feindlicher

Dämon hat ihn zum Schurken gemacht. Octavio ist tren! Im gleichen Sternbilde wie ich geboren, ist er durch eine höhere Macht unwiderruflich an mein Schicksal gekettet und kann nicht wider mich sein. Gleichwohl beunruhigt mich die Ahnung einer nahen Gefahr! Fast wäre der brave Seltow seinem Pflichtgefühl zum Opfer gefallen. Das ist sicher, wenn auch manches in seiner Erzählung sich schließlich als Täuschung erweisen sollte. Es muß etwas geschehen! Es gilt entweder rasch zu handeln oder einen Schachzug zu wagen, der das wachsende Mißtrauen gegen meine Pläne zerstreut. Garantien wollen sie? Sind der Name und das Wort des Herzogs von Friedland nicht Garantie genug? Arnim wäre sofort bereit, das weiß ich bestimmt. Der schwedische Reichskanzler aber, dieser schlaue Fuchs, zögert noch immer; und doch können wir gerade ihn nicht entbehren, wenn ein entscheidender Erfolg erzielt werden soll. Der Gimmarsch Jera's mit seinem spanischen Heer ist mir im höchsten Grade fatal. Es ist Wasser auf die Mühle meiner Feinde in Wien, denen dieser Machtzuwachs des Kaisers als eine willkommenere Waffe gegen mich dienen wird. Ich muß ihnen zuvorkommen und dafür sorgen, daß man in Wien vor einer vollendeten Thatsache steht. Vor allem aber gilt es, den mißtrauischen Schweden den Werth meiner Person und meiner Machtstellung, die er, wie es scheint, immer noch unterschätzt, fühlen zu lassen; vielleicht kommt er dann eher zu einem Entschluß!“

Er blieb wieder stehen und blickte schweigend auf die Häuser der Stadt. Von der gleichen Stelle aus hatten wohl die böhmischen Könige einst auf das hundertthürmige Prag mit seinen Palästen und das schöne Thal der Moldau geschaut. Wie, wenn die alte Herrlichkeit des königlichen Hoflagers wieder erstände — wenn sein Haupt die Krone schmückte und sein Ohr der begeisterte Ruf des Volkes trafe: „Heil Albrecht, Heil unserm König und Herrn!“ Der Herzog hob das Haupt; seine hohe Gestalt schien noch zu wachsen, und die Augen flammten. „Ha“, rief er, „warum denn immer das „Wenn“? Warum träumen, wo das Wollen, wo ein einziges Wort die goldene Wirklichkeit schafft? Bei meinem Sterne — ich will! Das Erbe der Tibussa sei mein!“

„Und ist erst die Krone Böhmens auf meinem Haupte“, fügte er nach einer Pause mit stolzem Selbstgefühl hinzu, „wer will es mir wehren, weiter zu gehen? Wer hat es Cäsar und Alexander gewehrt? Sie erreichten ihr Ziel, sie legten sich Welken zu Füßen, ihr Name klingt als leuchtendes Vorbild für alle Ewigkeit fort. Und doch lagen damals die Bedingungen für sie nicht so günstig, wie in diesem Augenblicke für mich. Mein gefährlichster Rivale, Gustav Adolph, ist todt. Ich weiß, was er gewollt hat. Um den Bestrebungen deutscher Fürstlein den Stempel eines zweifelhaften Rechtes aufzudrücken, griff der große Mann nicht zum Schwert. Sein Riesengetz verfolgte die gleichen Ziele wie ich. Aber er mußte fallen, weil das Schicksal mich zum Träger seines Willens erkor. Es konnten nicht zwei Planeten in der gleichen Bahn kreisen; einer mußte weichen, eine höhere Macht räumte ihn aus dem Weg. Das ist die Bedeutung des neuen Sternes, der mir so verheißungsvoll am Himmel erschien. Ich will dem Rufe folgen! Das Urtheil der Welt? — Paß! Was frage ich danach, wenn man mich eine Zeit lang verflucht; —

ein Sturm im Wasserglase, der nach den ersten glücklichen Schlägen verraucht. Das Glück ist der Zauberstab, unter dessen wunderthätiger Berührung das Urtheil der Menschen sich bewegt! Sie werden bald belehrt sein. Sie werden, wie immer, das stolze Gebäude anstauen, den Ruhm des kühnen Baumeisters preisen, und über der Größe des Erfolges vergessen, mit welchen Mitteln er erreicht worden ist."

Durch den Eintritt Seni's wurde Wallenstein in seinen Betrachtungen gestört. Der Astrolog theilte mit, daß soeben eine Anzahl neuer, nach der Anweisung des Herzogs gefertigter astronomischer Instrumente von dem beauftragten Techniker überbracht worden sei. Dieser Nachricht gegenüber trat in dem Gemüthe des Feldherrn alles andere in den Hintergrund. Er verließ sofort das Zimner und eilte dem Meister voraus nach dem wie überall so auch hier eingerichteten Observatorium.

Wochen und Monate gingen vorüber. Die Waffen ruhten allenthalben, und die Truppen hatten ihre Winterquartiere bezogen. Georg Seltow war von Wallenstein noch zweimal mit Depeschen in das Lager Arnim's geschickt worden. Die Bude Beserrier's fand er bei seinen späteren Besuchen nicht mehr. Die vom Herzog ganz im Geheimen wegen der Vorfälle bei Lissa angestellte Untersuchung verlief vollständig ohne Ergebnis. Niemand wollte etwas davon wissen, und ein Lieutenant Donald existirte in der Armeeliste gar nicht. Dagegen gewannen die Gerüchte über Wallenstein's hochverrätherische Umtriebe eine immer bedrohlichere Färbung. Der Wiener Hof war in ernstlicher Besorgniß, obgleich der Herzog einen Bericht dahin gesandt hatte des Inhalts: demnächst werde die so sehnlich gewünschte Eintracht mit dem Kurfürsten von Sachsen wiederhergestellt und dadurch der Weg zum Frieden für ganz Deutschland, sowie zur Vertreibung der Schweden gebahnt sein. Die bezüglichen Unterhandlungen hätten bereits so guten Fortgang genommen, daß man an dem glücklichen Abschlusse gar nicht mehr zweifeln dürfe.

Angeblieh um hierbei mitzuwirken, schickte der Kaiser zwei seiner Räte in's Wallenstein'sche Lager. Der Herzog nahm die Herren auf's zuvorkommendste auf und bewirthete sie fürsichtlich, gestattete ihnen aber keinen Einblick in die Unterhandlungen, so daß sie unrichtiger Dinge wieder abziehen mußten. Eines aber hatten sie erreicht: sie sahen und hörten Vieles, was dem Argwohn gegen Wallenstein neue Nahrung verleihe. Der Herzog, welcher durch seine gut bezahlten Agenten über die in Wien gegen ihn herrschende Stimmung immer auf dem Laufenden war, erfuhr es bald. Er begriff, daß etwas geschehen müsse, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß man ihn vor der geeigneten Zeit zum offenen Hervortreten mit seinen Plänen zwang. Sobald die Witterung es erlaubte, verließ er sein Winterquartier und drang durch die Lausitz gegen Sachsen vor, so daß Arnim trotz der immer noch schwebenden Verhandlungen glaubte, der Herzog wolle durch Waffengewalt erzwingen, was derselbe bis jetzt auf dem Wege der Vereinbarung vergeblich angestrebt hatte. Er trennte sich von den Schweden und eilte nach Sachsen, um die Heimath zu schützen. Wallenstein aber hatte nicht ihm, sondern den Schweden eine Lection zugebracht. Ehe man sich's versah, kehrte er nach Schlessen zurück, überfiel die Schweden bei Steinau und nahm das ganze Corps nebst dem Führer gefangen. Statt jedoch letztern, den alten Grafen Thurn,

der durch den Sturz der böhmischen Statthalter Martinik und Slowata aus dem Fenster des Prager Schlosses den ersten Anstoß zu dem unseligen Kriege gegeben, nach Wien zu schicken, gab er ihm nach wenigen Tagen schon die Freiheit und brachte den ernstlichen Vorstellungen des Kaisers gegenüber als Entschuldigung vor, daß dieser sinnlose Mann an der Spitze schwedischer Truppen dem Kaiser einen viel besseren Dienst leiste als im Kerker.

Daß vollständige Unterlassen jeder Entschuldigung hätte ihm ohne Zweifel weniger geschadet, als diese Ausflucht. „Den Schweden“, argumentirte man, „sind Wallenstein's verrätherische Pläne bekannt. Der Friedländer fürchtet, der Gefangene könnte in Wien Geständnisse machen, und um dies zu verhindern, ließ er ihn frei.“ —

Ueberhaupt lieferte Wallenstein nachgerade nicht nur seinen Widersachern zu ihren Anklagen reichlichen Stoff, sondern ließ sich Handlungen zu Schulden kommen, in Folge deren er allmählig auch anderswo den Nimbus eines kaiserlichen Paladins wie den Ruf eines Beschützers der katholischen Sache verlor. Die Stadt Regensburg schwebte in Folge des Herannahens Bernhard's von Weimar in großer Gefahr. Kurfürst Maximilian beschwor den Friedländer, ihm schleunigst Hilfe zu schicken; dieser aber gab die wie Hohn klingende Aeußerung ab: es sei dem Herzog mit seinen Angriffen nicht ernst, und nahm, ohne im Geringsten um den Kurfürsten sich zu kümmern, sein Hauptquartier in Pilsen. Selbst die bestimmtesten Befehle des Kaisers, die verlangte Unterstützung zu gewähren, beachtete er nicht. So kam es, daß nicht nur Regensburg fiel, sondern Bernhard von Weimar an der Donau festen Fuß fassen konnte und mit seinen Schaaren über ganz Bayern sich ergoß.

Ueber diese unerhörte Rücksichtslosigkeit war Maximilian im höchsten Grade aufgebracht. Er ließ dem Kaiser eine Zusammenstellung aller Beschwerden gegen den Ober-Feldherrn überreichen. Ferdinand nahm die Anklageschrift entgegen, kam aber zu keinem Entschlusse. Da wurde er von Wallenstein's Unterhandlungen mit Frankreich und Schweden durch den Herzog von Savoyen offiziell in Kenntniß gesetzt. Das war die Entscheidung.

(Fortsetzung folgt.)

Venezuela unter der Familie Welser.

Von Professor Dr. Arthur Kleinschmidt (Heidelberg).

(Schluß.)

Karl V. verfügte 6. Aug. 1534 die Auszahlung aller von der Staatskasse an Ambrosius noch schuldigen Emolumente an seinen Nachfolger Federmann. Da aber trafen im Herbst 1534 zwei Abgeordnete aus Venezuela, Luis Gonzalez de Leiva, einst des Ambrosius treuer Freund, und Alonso de la Llana in Madrid ein und brachten zahllose Beschwerden gegen die Amtsführung des Ambrosius und seiner Stellvertreter, auch Federmanns, mit; sie forderten geradezu, die Welser sollten die Herrschaft in Venezuela verlieren oder wenigstens nur noch Spanier dort ins Amt setzen. Mit Federmann's Regentschaft wurde es nichts, die Welser riefen ihn schleunigst von Sevilla zurück. Der Indien-Rath und die Venezolaner Deputirten suchten Karl V. dahin zu bestimmen,

daß er den Welsern befehle, nur Spanier an die Spitze der Verwaltung der Kolonie zu stellen; dem aber hätten sich die auf des Kaisers Günst und auf ihr Geld pochenden Augsburger Kaufherren niemals gefügt. Karl V. brauchte wieder Geld, und so kam es zu einem neuen Verträge. Die im November 1532 mit ihren Nachkommen geadelten Brüder Bartholmä und Anton erhielten am 1. März 1535 mit Rücksicht auf die für die Colonisation gebrachten Opfer auf Lebenszeit alle einst Ehinger und Sailer zuertheilten Rechte; hiergegen gab die Krone die Schifffahrt nach Venezuela jetzt frei, der Gouverneur sollte sich streng an seine Instruktionen halten und sich der Kontrolle der königlichen Beamten fügen u. s. w. Dem Georg Ehinger, der so frech in Venezuela aufgetreten war, wurde verboten, je dorthin zu kommen, hingegen wiederum ein Deutscher, Georg Hohermuth aus Memmingen, der längere Zeit in Speyer gelebt (Sorge de Spira), am 28. Januar 1535 vom Könige als Gouverneur bestätigt; er erhielt alle Befugnisse, die Ambrosius gehabt.

Georg landete mit 600 Mann, darunter Federmann, der mit Welsler verwandte Hans Böhlin, der Edelknaube Philipp von Hutten und sein Ulmer Freund Hans Lebzelter, bereits am 6. Februar vor Coro und ließ sich huldigen. Dem allgemeinen Rufe nach Beute Rechnung tragend, trat er im Mai eine Expedition ins Innere an, verlor aber unter Strapazen ohne Gleichen einen großen Theil seiner Leute, ohne El Dorado zu finden, und sah sich, als er in die Nähe des Maranav-Stroms gelangt war, im April 1537 zur Heimkehr genöthigt. Mittlerweile war der unruhige Federmann ausgezogen, um am Cabo de la Vela eine Kolonie zu gründen, fand aber die Gegend nicht lohnend genug, handelte nun ganz auf eigene Faust, zog nach Neu-Granada, bereicherte sich nach Kräften und reiste dann 1539 nach Antwerpen ab; die Welsler strengten einen Prozeß gegen ihn wegen Unterschlagung an, er antwortete mit der Beschuldigung, sie hätten fortgesetzt den Staatsschatz betrogen, und starb bald darauf in Genf.

Am 27. Mai 1538 traf Hohermuth mit den Resten seiner Expedition in Coro ein, seine Beute war gering, er mußte Unterstützung aus San Domingo erbitten, und dort wollte man ihm nicht wohl. Die Audiencia hatte der Verwirrung in Venezuela halber Navarro zur Untersuchung abgeschickt und Hohermuth suspendirt; doch hielt die Bevölkerung unbeirrt zu ihm, er war auch bei den Soldaten beliebt und Navarro, mußte unverrichteter Dinge im August 1538 wieder abziehen. Die Audiencia hob die Untersuchung gegen Hohermuth auf und ernannte den Bischof Bastidas zu seinem Stellvertreter, falls er noch nicht wieder in Coro sei. Bastidas verständigte sich rasch mit ihm, und von Neuem gingen verheißungsvolle Berichte an den Kaiser und die Welsler ab. Philipp von Hutten ging nach Baraquicanto, um eine dauernde Anstiedelung zu gründen und Coro zu entlasten, verließ aber jenen Ort, sobald er von dem im November 1540 in Coro erfolgten Tode Hohermuths hörte, der allgemeine Trauer hervorrief, und wurde vom Bischofe im Dezember zum Generalkapitän ernannt und vom Kaiser 1541 bestätigt; zum Landeshauptmann, Gouverneur machten ihn die Welsler aber nicht. Sie waren höchst unzufrieden mit ihren Statthaltern, das amerikanische Unternehmen warf nicht ab, was sie erwarteten, die Faktorei in San Domingo

kränkelte, das Comptoir in Coro kam nicht in die Höhe, kein Bergbau und keine Perlenfischerei gedieh, kein Goldland fand sich, aber ihr Gold ging auf Nimmerwiedersehen bei den Expeditionen darauf, die Krone erkaltete in ihrer Freundlichkeit. Um fortan ihre Interessen besser gewahrt zu sehen als bisher, sandten sie Bartholmä's ältesten Sohn und einstigen Erben ihres Weltaufhauses, Bartholmä Welsler, nach Coro, wo er im März 1541 landete und sich dem biederen Gutten warm anschloß. Gutten unternahm gleich darauf „im Namen kaiserlicher Majestät und der Herren Welsler“ einen Ventezug, der El Dorado suchte, aber völlig scheiterte. Unterdessen jammerten die Welsler bei der Audiencia in San Domingo, Venezuela trage ihnen bis jetzt gar keine Früchte, und Gutten suchte sich unter tausend Entbehrungen den Heimweg.

Die Audiencia in San Domingo griff nun abermals in die ungeordneten Verhältnisse der Kolonie ein und schickte Juan de Carvajal als provisorischen Statthalter dahin, ohne auf Gutten und die Welsler Rücksicht zu nehmen. Carvajal gab Coro ganz preis, gründete im Tokuyo-Thale eine Stadt und lockte Gutten und Welsler hinterlistig 1546 hierhin; es kam zum Kampfe mit ihnen, da Gutten seine Bekämpfung nicht aufgeben wollte, zu einem erlogenen Frieden in Quitbor; in einer Schlacht des Carora-Gebirgs jedoch überfiel Carvajal Beide, nahm sie gefangen und brachte sie in Ketten nach Tokuyo, wo in der Charwoche (April 1546) ein Neger sie mit seinem Messer enthauptete; ihre Leute entrannen. Der neue Untersuchungsrichter Juan Pérez de Tolosa gönnte aber dem tyrannischen Carvajal seinen Triumph nicht, ernannte seinen eigenen Bruder Alonso zum Generalkapitän, überfiel Carvajal in Quitbor und ließ ihn an derselben Stelle enthaupten, wo er Gutten und Welsler hingerichtet hatte.

Mit des jungen Welsler tragischem Ende verlor sein Haus die Lust an weiterer Kolonialpolitik, es blieb zwar noch rechtlich im Besitze von Venezuela und ernannte 1550 einen neuen Statthalter, aber 1555 führten neue Streitigkeiten zu einem Prozesse mit der spanischen Krone, und diese nahm den Welsler das Land weg; ihre und der Deutschen Rolle in Amerika war ausgespielt.

Schillers Landesherr im Kloster Oberelschingen.

Von Lorenz Werner.

(Schluß.)

Es ist zu unsern Zwecken unerläßlich gewesen, diese Personalschilderungen zu geben; sie sind der Rahmen, in welchem das kleine Kulturbild, das wir zeichnen wollen, erst zu seiner Geltung kommt. Bloß wenn wir Charakter, Denk- und Gefühlswelt der mithandelnden Personen kennen, erhalten wir das richtige „Milieu“ für unsere Epizode, zu deren Schilderung wir zurückkehren.

Dr. Herkules hatte also pflichtschuldigst das Ereigniß signalisiert, welches dem Kloster bevorstand und für den Ruf desselben von unabsehbarer Tragweite werden konnte. Lassen wir nun unserm Tagebuchschreiber oder besser Chronisten das Wort:

„In welche Bewegung bei uns Alles versetzt wurde, läßt sich leichter denken als schreiben. Man säuberte alle Dexter, man raubte überall auf, die Musikanten

richteten sich zu schönen Stücken; es wurden Prediger bestellt und für victualibus Voten ausgeschiedet. Um 6 Uhr kam ein Bote von der Welterstetter Post mit einem Brief, und da wurde nun förmlich angezeigt, daß der Herzog kommen werde. Er verlange etwelche ganz moralische Reden und, wenn man ihn mit etwas Angenehmen überraschen will (sic!), so solle man ihm etwelche — Soldaten schenken. Also schrieb Hr. Wylsus, Obristleutnant in Stuttgart und Marschkommissarius an unsern gnädigen Herren (den Abt). Jetzt war der Lärm noch ärger, man schrieb abermals nach Ulm, um noch etwas Näheres von dieser Reif zu erfahren, man machte alle Anstalten zu dem Empfang."

Der Verfasser des Tagebuches selbst war es, der als Prior mit der Aufgabe betraut wurde, der herzoglichen Durchlaucht auf eine Strecke entgegenzukommen und Hochdieselbe im Namen „des Herrn Reichsprälaten“ zu begrüßen. Früh 6 Uhr fuhr P. Benedikt mit dem Herrn Consulanten vom Stifte in einer Kutsche ab, begleitet von sechs Reitern, deren Pferde dem Herzog auf Wunsch zur Verfügung gestellt werden sollten. Um 10 Uhr traf er auf einen Kavaliere des Herzogs, dann auf einen Kurier, welcher Kammerdiener desselben war, beide zu Pferde. Eine Viertelstunde darauf erschien Serenissimus selbst mit Gemahlin, in einer spanischen Equipage gefahren. — Die „Gemahlin“ war die lebenswürdige Franziska von Hohenheim, geb. von Bernardin, die wir aus der Jugendgeschichte Schillers bereits kennen, und mit welcher der Herzog seit 1776 morganatisch vermählt war. Die Hoheiten stiegen nicht aus dem Wagen, nahmen aber die 6 Pferde an („das etwas Ungewöhnliche sein soll, indem er sonst von Niemand Pferd annimmt“) und ließen sie einspannen. In der Begrüßungsrede empfahl der Prior seinen gnädigen Herrn „Ihro Durchlaucht unterthänigst zu höchsten Gnaden“. Er, der Prior, sei geschickt worden, die höchste Freude Oberstehens über den Besuch auszudrücken und zu Dero höchst beglückten Ankunft zu gratulieren. Auch wolle er im Namen des Hauses vorläufig unterthänigst abgebeten haben, daß dasselbe die höchste Person nicht nach Würdigkeit empfangen könne, wiewohl alles geschehen werde, um zeigen zu können, „daß wir seyen Ihro herzogliche Durchlaucht unterthänigste Diener und Knecht.“

Lassen wir den Berichterstatter selbst weiter erzählen: „Mit welchem Schrecken ich diese Worte gesagt, kann ich nicht genugsam ausdrücken; das weiß ich noch, daß ich die erste Konstruktion ganz zitternd vorgebracht, das Uebrige aber ganz keck sollte gesagt haben und zwar so, daß ich niehmahl angestossen habe. Der Herzog dankte entgegen, fragte verschiedene Sachen und, nachdem er mich 3 mahl hatte (den Hut) aufsehen heißen, setzte ich auf und diskutierte mit ihm einige Minuten, bis er weiter fuhr. Zu Dornstadt in dem Schossee (Chaussee-) Haus stieg er aus und trank Chokolade. Indessen wurden die Weg von den Bauern zurecht gemacht, und Herr Wylsus kam in Elching um 10 Uhr an, aus welchem man Alles erfragte, was dem Herzog Beliebtes erwiesen werden könne. Um 1 Uhr kam derselbe an; man empfing ihn mit Böllerschüssen, und alle Glocken läuteten zusammen. Der ganze Konvent war bei der Porten in floccis und begleitete ihn und seine Gemahlin (mehr Leuth hatte er mit bei sich) in das obere Zimmer, wo unser R. R. das Compliment in forma machte.“

„Bald nach dem Empfang ging man zur Tafel, bei welcher Fleisch und Fastenpeisen aufgetragen wurden, wiewohl es Samstag war. Es wurde auch eine Musik außerhalb des Tafelzimmers produziert, die aber schlechten Beifall fand. Man saß bei der Tafel 2 Stunden; Reverendissimus saß dabei im Mantel, den er, so lange die Hoheiten anwesend waren, nie ablegte. Aller Discurs, den sowohl der Herzog als die Herzogin (sic) führten, war gelehrt: Von der Physik, von der Medizin, item ascetische Diskurse „von dem Gebott der Liebe der Feinde,“ von klösterlichen Uebungen u. s. w. Nach der Aufhebung der Tafel ging der Zug in die Kirch, welche Beide höchste Personen sehr belobt haben. Von der Kirch ging man in die Bibliothek, darinnen sie eine außerordentliche Kenntniß der Bücher zeigten. Sie hielten sich schier eine Stunde in der Bibliothek auf, alsdann führte man die Hoheiten in das Refektorium, allwo P. Meinrad — (der Kämliche, dessen fragwürdige schriftstellerische Thätigkeit schon oben Erwähnung fand) eine zielliche Aureda hielt. (Es war sein Lieblings-thema: „Ueber die wahre und falsche Aufklärung.“) Besagter Pater übergab auch dem Herzog 2 Büchlein, eine Pièce von der Aufklärung, die er selbst gemacht. Nach jener Red bestieg P. Romanus die Kanzel und hielt eine Rede von der „Liebe Gottes.“ Die Composition war aus Lavater; fand mit allen Beifall. (Herzog Karl Eugen war infolge Conversion seines Vaters Katholik.) Ungeachtet dessen hörten doch beide Hoheiten diesen Reden zu, die etwa 1 Stunde gedauert. Alsdann besahen sie sich unser armarium auf einige Augenblicke, wo zwei Experimente der Elektrizität erdichtet wurden. Alsdann setzten sich die Hoheiten immediate in die Kutsch und fuhren um 5 Uhr nach Ulm, mit unsern Pferden dahin geführt, darentweg der Kutscher 3 Karolin oder 33 Gulden zum Trinkgeld bekam. Für unsre Dienerschaft war mir ein Paquet verberstrierter 12 Karolin zum Trinkgeld gegeben, wahrhaft königlich. Man übergab auch dem Herzog zwei Soldaten von uns zu einem angenehmen Präsent, die er mit Freuden auf- und annahm.“

Herzog Karl hat aber in der Folge noch auf andere Weise bekundet, daß er mit seinem Besuche des Benediktinerstiftes zufrieden war. Schon von Ulm aus erließ er ein Schreiben, in welchem er seinen Dank für alle in Elchingen empfangenen Ehren, sowie seine Zufriedenheit mit der genossenen Aufwartung aussprach. Und um zu zeigen, daß dies nicht eine bloße Formalität war, erfolgte kurz vor Jahreschluß aus der Residenz ein zweiter Brief, in welchem der Reijemarschall Wylsus den Dank Seiner herzoglichen Durchlaucht wiederholte und dem Herrn Prälaten ein in Cassian gebundenes Buch übersandte, welches die für die katholische Hofkapelle in Stuttgart bestimmten Gebete und Gesänge enthielt. Unzweifelhaft war dies eine Auszeichnung, nachdem man weiß, welch scharfblickender Beobachter und Menschenkenner der Fürst war. Auf ein drittes und viertes Schreiben hin machte Abt Robert im Oktober des nächsten Jahres eine Gegenvisite in Stuttgart, wobei er mit allen Ehren empfangen wurde.

Daß man in Elchingen diese Auszeichnung, insbesondere aber die Ehre des herzoglichen Besuches wohl empfand, ist selbstverständlich. Der Prior bemerkt in seinem Diarium unterm 17. Dezember 1785: „Dieser Tag wird für Elching unvergeßlich sein, da es gewis etwas

Seltenes ist, daß ein so großer Herr einem Prälaten eine Visite macht, oder aber wunderbarlich ist, wie eben dieser Herr an einen Ort hinreisen mag, wo so wenig Neues zu sehen ist. Die ganze Affaire ist nach Augsburg geschrieben und den Zeitungen einzuberleiben schon Vorjorge getroffen worden."

So wenig sich die Glöthinger Herren von 1785 erklären konnten, was den Herzog Karl zu der Reise veranlassen mochte, so klar dürfte dies für die jetzigen Leser des Diariums sein. Was ihn hiezu bewog, war, abgesehen von der Zerstreung, welche eine jede Reise an sich schon mitbringt, wohl das außerordentliche Interesse, welches der Herzog für alle Erscheinungen des Lebens, seien es auch die zwischen Klostermauern, stets bekümmerte. Wenn wir auch nicht nach dem urtheilen könnten, was uns aus der Geschichte von ihm bekannt ist, so dürfen wir dies aus der Theilnahme schließen, die er bei seinem Aufenthalte in Glöthingen an den rhetorischen Vorträgen und an den größeren und kleineren Sehenswürdigkeiten nahm, besonders aber aus der Art der Unterhaltung, die er und seine Gemahlin, nach den Berichten des Priors selbst, mit seinen geistlichen Gastfreunden pflog.

Welche Gedanken dem Herzog doch wohl durch den Kopf gegangen sein mögen, als er den Benediktiner im Refektorium über Aufklärung reden hörte? — Karl war zweifelsohne ein aufgeklärter Mann. Ob aber jene Aufklärung, die dort als die wahre bezeichnet wurde, genau die des Gründers der Karlschule war, wer kann es sagen? Der Herzog hatte zwar dem Dichter der „Näuber“ verboten, etwas Anderes als Sachwissenschaftliches zu veröffentlichen, und dadurch sein Landeskind, das damals, im Jahre 1785, gleichsam als Flüchtling in Dresden weilte, aus der Heimath vertrieben. Allein wir dürfen annehmen, daß er es wenigstens mit Förderung der Wissenschaft ernst meinte und daher ein Freund der Aufklärung in des Wortes bester Bedeutung war; vermuthlich befand sich hiemit auch P. Meinrad im Einklang. Im Jahre 1793 konnte Friedrich Schiller es wagen, seine Lieben in der Heimath zu besuchen, und verweilte in der That unangefochten mehrere Monate daselbst. Um die gleiche Zeit, während des Aufenthalts, starb sein Landesherr, Herzog Karl von Württemberg. Zehn Jahre darauf büßte auch das eigenartige Gemeinwesen, das dessen Interesse erregt hatte — und uns Modernen fast fremd geworden ist, in das wir aber durch das Tagebuch des fleißigen und verständigen Chronisten einen Einblick thun konnten, — seine Existenz ein und trat insolge der Säkularisation vom Schauplatz der Geschichte ab. Nur die Kirche thront noch stattlich auf der Höhe und beherrscht in ihrer freundlichen Gestalt weit und breit die Gegend.

Unterrichtsbrieife zum Verständniß meteorologischer Berichte.

Nachdruck verboten.

I.

Gewiß erinnern Sie sich aus der Studienzeit des bekannten Experimentes mit der Luftpumpe. Verdünnt man die Luft im Recipienten, so hastet derselbe durch den Druck der auflastenden Luft fest am Keller. Das ist zugleich der einfachste und klarste Beweis für die Schwere der atmosphärischen Luft.

Gemessen wird nun der Druck der Luft durch

die Barometer, sei es das Quecksilber-Barometer oder das Aneroid. Das erstere stellt uns eine communicierende Röhre dar, deren einer Schenkel geschlossen und luftleer ist, deren anderer Schenkel aber offen steht. Gleichgewicht herrscht in den Flüssigkeitssäulen einer communicierenden Röhre erst dann, wenn beide Säulen unter demselben Drucke stehen. Die beiden Quecksilbersäulen im Barometer sind aber sehr ungleich hoch. Die in dem geschlossenen Schenkel ist viel höher als die in dem offenen, und dennoch stehen sie im Gleichgewichte; in dem offenen Schenkel muß somit ein weiterer Faktor wirksam sein, und das ist die Luft. Es entspricht also der Ueberschuß der Quecksilbersäule im geschlossenen Schenkel dem Gewichte nach genau der Luftsäule, welche auf dem Niveau der Quecksilbersäule im offenen Schenkel lastet. Unter Barometerstand versteht man also den Druck der Luft. Beim Aneroid ist daselbe Aequivalent, nur ist es hier eine luftleere Blechtafel mit elastischer Wand, wodurch der Druck gemessen wird.

Der Druck der Luft ist aber veränderlich erstens nach ihrer Dichte und zweitens nach der absoluten Höhe des Standortes.

Die Dichte der Luft ändert sich hauptsächlich in Folge ungleicher Erwärmung und der auf- und absteigenden Strömungen. Tritt an einem Orte eine niedersteigende Luftströmung auf, so wird sich dort die Luft verdichten, sie wird schwerer werden, stärker auf das Quecksilber in dem offenen Schenkel drücken, und das Barometer wird steigen. Stellt sich hingegen ein aufsteigender Luftstrom ein, so wird das Gegentheil eintreten; die Luft wird verdünnt und leichter, der Druck auf das Quecksilber (resp. auf die Blechtafel) geringer, und das Barometer wird fallen.

Der Barometerstand ändert sich aber auch nach der absoluten Höhe des Standortes, denn je höher man steigt, desto kürzer wird die Luftsäule, welche auf das Barometer drückt, je tiefer man aber kommt, desto länger wird die auflastende Luftsäule; daraus ergibt sich folgerichtig, je höher der Standpunkt des Barometers, desto niedriger der Barometerstand und umgekehrt. Mit einem empfindlichen Aneroid kann man sich von diesem Gesetze durch das Experiment überzeugen, schon wenn man im Hause aus ebener Erde sich in den ersten oder zweiten Stock begibt. Die Höhe oder richtiger die Länge der von der Luft getragenen Quecksilbersäule wurde früher in Zoll angegeben, heute wird sie in Millimeter angegeben. Die Scala am Aneroid ist nur empirisch der Scala am Quecksilber nachgebildet.

Zeichnet man das ganze Jahr hindurch täglich den zu einer bestimmten Stunde beobachteten Barometerstand auf, addirt dann die erhaltenen Zahlen und theilt die Summe durch die Zahl der Beobachtungen, also durch 365, so erhält man das Jahresmittel des Barometerstandes für den Beobachtungsort. Es gibt auch ein Tagesmittel, Wochenmittel u. s. w. Das Tagesmittel würde ich z. B. erhalten, wenn ich morgens, mittags und abends beobachte und die Summe der abgelesenen Stände durch 3 dividire. Wenn jedoch von Mittel schlechthin gesprochen wird, so versteht man immer das Jahresmittel.

Das Jahresmittel ist nun für das Meeresniveau 760 mm. Natürlich ändert sich dieses Mittel für verschiedene Höhenlagen. Aus dem eben angegebenen, durch viele Beobachtungen gewonnenen und viel-

sch kontrollierten Mittel für die Meeresoberfläche läßt sich durch eine einfache Rechnung das Mittel für andere Höhenlagen finden. Die Erfahrung hat nämlich gezeigt, daß bei ungefähr 10 m Höhenunterschied der Barometerstand um 1 mm differiert; liegt somit ein Ort 10 m über dem Meere, so ist sein Barometermittel um 1 mm niedriger als am Meere, also 759; liegt ein Ort 100 m über dem Meere, so ist sein Barometermittel 750. Salzburg liegt 400 m über dem Meere, sein Barometermittel ist somit $760 - 40 = 720$ mm; das Seckfeld liegt beiläufig in 500 m absoluter Höhe, das Barometermittel beträgt somit 710 mm; das Tote Meer liegt circa 400 m unter der Meeresoberfläche, sein Barometermittel macht somit 800 mm.

Einen Barometerstand über dem Mittel nennt man Hochdruck, einen solchen unter dem Mittel Depression oder Luftwirbel; der Mittelpunkt des Hochdrucks ist das Barometermaximum und der Mittelpunkt des Luftwirbels das Barometerminimum.

II.

Nicht vom absoluten Barometerstand hängt die Wetterbeurteilung ab, sondern vom Stande über oder unter dem Mittel. Soll nun die Angabe der Barometerhöhe für diese Beurteilung nicht illusorisch sein, so müssen diese Angaben auf ein und dieselbe Höhenlage reducirt sein, d. h. es muß ihnen ein und derselbe Höhenstandpunkt zu Grunde liegen. Nach einem allgemeinen Uebereinkommen werden die für weitere Kreise bestimmten und für öffentlichen Gebrauch ausgegebenen Barometerdaten auf das Meeresniveau reducirt. Daraus erklärt sich die Differenz Ihres Aneroides mit den veröffentlichten dießfalligen Daten. Wollen Sie eine beiläufige Uebereinstimmung herstellen, so müssen Sie das Aneroid beim Mittelstande auf 760 stellen, oder Sie müssen sich das Aneroid nach einem guten Quecksilberbarometer nach Ihrer Drislage einrichten und dann jedesmal so viel mm zuzählen als der zehnte Theil der in m ausgedrückten absoluten Höhe Ihres Ortes beträgt. Nehmen wir an, Sie befinden sich 600 m über dem Meere; das Barometermittel ist in diesem Falle $760 - 60 = 700$ mm. Nun findet sich im Wetterberichte die Angabe: „über Bayern ein Hochdruck von 770 mm“; ist Ihr Aneroid für die angegebene Meereshöhe richtig eingestellt, so muß es in diesem Falle 710 mm zeigen; lautet hingegen die Angabe für ihren Wohnort im Wetterberichte auf eine Depression von 750 mm, so muß das Aneroid 690 mm zeigen.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie hängt das Wetter mit dem Barometerstande zusammen? Sehr einfach. Wie das Wasser von oben nach unten fließt, so fließt die Luft vom Hochdruck zum Wirbel, und so müssen von der dichteren Luft zur dünneren Strömungen entstehen; denn in Folge der absoluten Verschiebbarkeit der Theilchen sucht die Schwerkraft nach jeder Störung die Gleichgewichtslage wieder herzustellen. Doch ziehen die Luftläufe nicht in der Verbindungslinie der beiden Mittelpunkte, also nicht in der Geraden vom Mittelpunkte des Hochdruckes zum Mittelpunkte des Wirbels, sondern sie gehen vom Rande des Hochdruckes aus, und zwar von jenem Rande, welcher, wenn man sich gegen den Hochdruck wendet, rechts liegt. Dieses Gesetz hängt mit der Drehung der Erde und mit der Entstehung des Hochdruckes zusammen; eine Begründung desselben würde hier zu weit führen.

Seine Anwendung hingegen bereitet keine Schwierigkeiten. Gesetzt den Fall, es liegt über Scandinavien ein Hochdruck, über Italien ein Luftwirbel, so muß über Deutschland eine nördliche und nordöstliche Luftströmung herrschen. Im Winter wird eine solche Constellation strenge Kälte mit wenigen Schneefällen, im Sommer warme heitere Tage und kühle Nächte bringen. Unter dem Zeichen dieser Constellation stand zumeist die Kälteperiode im Winter 1894/95. Liegt der Hochdruck im Osten, die Depression im Westen, so werden die trockenen Winde der gewaltigen asiatischen Landmassen den Bitterungscharakter bestimmen; dies war der Fall des so überaus trockenen Sommers 1893; hat der Süden Hochdruck, der Norden Depression, dann tritt im Winter Thauwetter, im Sommer Schwüle mit starker Gewitterneigung ein; steht endlich der Hochdruck über dem atlantischen Ocean, die Depression über Ungarn oder Südrussland, dann gibt es bei uns starken Regen oder Schneefälle. Je größer die Differenz zwischen den beiden Extremen, desto heftiger und stürmischer der Ausgleich, wobei allerdings auch die Bodenbeschaffenheit und der lokale Abstand der Gegensätze in Betracht kommt.

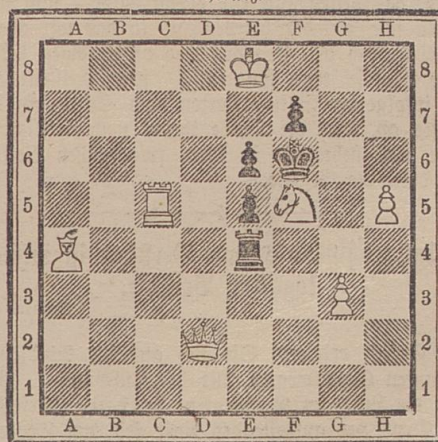
Daß diese einfachsten Fälle durch Zwischenstellungen und Unterströmungen complicirt und modificirt werden, versteht sich von selbst. Aber nicht hierin liegt die Hauptschwierigkeit der Wetterprophetezung, sondern in dem Umstande, daß Hochdruck und Wirbel wandern und daß man die Gesetze dieser Wandererschaft bis heute noch nicht zu formulieren im Stande war.

In den Wetterberichten kommt auch der Ausdruck „Luftsenkung“ vor. Es ist das eine Luftauslockerung von geringerem Umfange und untergeordneter, mehr lokaler Bedeutung meist in einem Hochdrucke, welche sich gewöhnlich in ziemlich raschem, aber nicht anhaltendem Barometersturz bemerklich macht.

Wollen Sie eingehendere Belehrung über den gegenwärtigen Stand der meteorologischen Kenntnisse, so empfehle ich Ihnen das Studium des sehr gebiegenen Werkes: Abercromby, das Wetter, aus dem Englischen übersezt von Professor Pernter in Innsbruck (Verlag: Herder, Freiburg im Breisgau. 7 Mark). Vgl.

Schachaufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und sezt mit dem 2. Zuge matt.